



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Kreuzgang der alten Leipziger Universität : heitere
Jubiläums-Erinnerungen eines Landpfarrers

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus dem Kreuzgang der alten Leipziger Universität

Heitere Jubiläums-Erinnerungen eines Landpfarrers



vor fünfzig Jahren wurde in Leipzig nicht nur das 450jährige Jubiläum der Universität gefeiert, sondern — was die Studentenschaft und die Bürger noch viel tiefer erregte und begeisterte — auch der hundertjährige Gedenktag von Schillers Geburtstag. Aus den Erinnerungen eines pommerischen Landpfarrers, die Groth in seinen Bildern aus dem Universitätsleben „Der alte Korpsstudent und andre Geschichten“ veröffentlicht hat, entnehme wir folgende Schilderung, die in alten Leipziger Studenten manche freundlichen Eindrücke früherer Tage wieder lebendig machen werden. Zwei Studenten besuchen den alten Pfarrer, und dieser ist so glücklich und entzückt, Leipziger bei sich zu haben, daß er begeistert ausruft: O, mein Leipzig! Wenn ich das Wort höre, so ist mir, als ob der Herr rief: Es werde Licht! und das Gewölk zerrisse vor meinen Augen, und alle Schleier und Schatten verflüchten am Himmel, und die göttliche Sonne erfüllte mein Herz bis zum Grunde mit freundlichem Licht und belebender Wärme. Das ist eigentlich eine Lästerung, aber ich kann nicht anders, und wenn Sie erst so alt sein werden wie ich und zwanzig Jahre auf einer pommerischen Landpfarre geseßen und geschmachtet haben werden wie ich, dann wird Ihnen meine Begeisterung verständlich sein. Du altes, herrliches Leipzig!

Wir erzählten ihm von Klein-Paris, was uns gerade durch den Sinn kam: von Auerbachs Keller mit seinen Faustbildern und der Thomaskirche mit ihren Motetten, von der großen, stolzen Pleißenburg und den kleinen, wackligen Meßbuden, vom Rosental mit seinem Knoblauch und vom Schützenhause mit seinen Sommerfesten, von der Gosenchenke in Gutritsch und der Kuchenbäckerei auf dem Brandvorwerk, vom Konvikt im Paulinerhose und vom Fichtboden im Gewandhause.

Wiederholt unterbrach er uns und fragte nach dem alten Kreuzgang in der Universität. Wir beachteten die Frage wenig, denn was war von dem finstern, schmutzigen Gange weiter zu erzählen? Als wir aber auf das alte Gewandhaus in der Universitätsstraße zu sprechen kamen, fing er wieder von dem Kreuzgang an und fragte, ob es denn wahr sei, was er kürzlich in der Zeitung gelesen habe, daß alte Wandgemälde darin aufgedeckt und von Künstlerhand wiederhergestellt worden seien.

Wandgemälde? erwiderte mein Freund, ach ja, vor einiger Zeit stand einmal monatelang ein Gerüst im Gange, und dann und wann pinselten zwei oder drei Männchen da oben herum. Aber sehen kann man nicht viel von dem, was sie gepinselt haben.

Sie werden sich wundern, sagte der Pfarrer, daß ich von dem alten Gange so viel Aufhebens mache, aber es gibt keine Stätte in der Welt, die so wichtig und bestimmend für mein ganzes Leben gewesen wäre wie dieser Kreuzgang.

Uns fiel ein, daß man von dort auch in die Universitätsbibliothek gelangte, und wir brachten das mit seinen Worten in Zusammenhang. Aber er winkte lachend

mit der Hand ab: sein Erlebnis habe mit der Wissenschaft nichts zu tun, höchstens mit der Poesie.

Wir wurden neugierig und drangen in ihn, zu erzählen. Da stopfte er seine Pfeife, tat einen paar Züge und sah schmunzelnd vor sich hin.

Ja, die Geschichte vom Kreuzgang — das ist eine ganz wunderliche Geschichte. Ich kam 59 im Oktober als junger Student nach Leipzig und geriet nach wenig Tagen in das große Schillerfest hinein, das dort mit aller Gründlichkeit, Ausdauer und Begeisterung gefeiert wurde. Es herrschte bei dieser Gelegenheit unter den Professoren, den Studenten und der Bürgerschaft eine bewundernswürdige Einigkeit im Feten. Aber mir armem Teufel kam das ganze Fest sehr ungelogen. Denn als ich mich um einen Freitisch im Konvikt bewarb, sagte mir der Dekan der theologischen Fakultät: Lieber Freund, kommen Sie nach dem Schillerfeste wieder.

Und als ich den Professor Müller um Stundung der Kollegengelder bat, wies er mich geschäftig zurück mit der Antwort: Lieber Freund, darauf kann ich mich vor dem Schillerfeste nicht mehr einlassen. Und so ging es mir noch zwei- oder dreimal. Kurz, ich hatte das Schillerfest gehörig im Magen, oder richtiger: ich hatte nichts im Magen, denn die Wursthendung meiner Mutter war ausgeblieben, und die Festkommerse und Gastereien konnte ich nicht mitmachen, weil mir der Drache von Wirtin in der Johannisgasse die Miete pränumerando und damit meine ganze Barschaft abgenommen hatte.

Trinken Sie mal aus! Ja, das Glück eines behaglichen Lebensgenusses weiß man nur dann zu schätzen, wenn die Jugend entbehrungsvoll gewesen ist.

Während der Pfarrer den Rest in die Gläser goß, bemerkte mein Freund, die leitenden Kreise sollten ja damals gar keine rechte Teilnahme für das Schillerfest gezeigt haben. Wenigstens habe ihm das sein Vater erzählt.

Der Pfarrer klopfte den roten Lack von einer neuen Flasche und zog sie mit sichtlicher Anstrengung auf, sodaß sein Gesicht ganz rot wurde. Dabei stieß er zwischen den Zähnen hervor: Ja, die da oben! Wir Studenten und die Leipziger Bürgerschaft wurden damals durch die Behörden wiederholt aufgefordert, uns beim Feste nur ja recht ruhig und ordnungsmäßig zu verhalten, wie es ehrsamem Staatsbürgern gezieme. Vergessen Sie nicht, die Schillerfeier war nach 48 das erste allgemeine Volksfest in Deutschland, und da mochte manchen wohl ein Gruseln über die Haut laufen bei dem Gedanken, daß bei diesem Gelegenheitsfeste irgendeine kleine revolutionäre Bewegung ausbrechen könnte. Schiller, der Dichter der Freiheit, der Männerwürde und der allgemeinen Menschenrechte in tyrannos! — die Sache ist ja nicht unwahrscheinlich. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, in dem gemüthlichen Leipzig dachte kein Mensch an Revolution. Freitisch gab es auch in Leipzig Angstmeier und Schwarzseher genug. Im Annoncentheil des Leipziger Tageblatts habe ich damals manche Angriffe gegen „der Käuz und Uhus düst're Schar“ gelesen, die kein Verständnis für des Dichters „Himmelsfackel“ besäßen und in dem großen, hehren Feste nur einen „wüsten Bärm“ sehen wollten.

Der Pfarrer trat an sein Schreibpult, schloß ein Schubfach auf und nahm ein Päckchen gebräunter Zeitungen heraus. Sehen Sie, hier haben Sie das ganze Festprogramm der Leipziger Schillerfeier. Die Tage sind für mein ganzes Leben so bedeutungsvoll gewesen, daß ich mir die Blätter sorgfältig aufgehoben habe. Dieses rote Seidenbändchen hat meine Frau darumgebunden, fügte er mit leuchtenden Augen hinzu.

Er wollte das Päckchen öffnen, um uns einiges daraus vorzulesen, aber wir baten ihn, uns seine Erinnerungen lieber selbst zu erzählen. Und so begann er denn fröhlich zu plaudern von all den Vorbereitungen, von der Ausschmückung der

Stadt und von der Vorfeier in Gohlis, wo alle Männergesangvereine Leipzigs unter Böllners Leitung mit bunten Laternen vor dem Schillerhäuschen erschienen waren und dort inmitten einer nach Tausenden zählenden Volksmenge spät abends das Lied angestimmt hatten:

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern!

Wir lachten über diese wunderlichen Gegensätze.

Du lieber Gott! sagte er, man hatte wohl kein andres Lied, worin von einem „süßen Grauen“ und einem „geheimen Wehn“ an einer geweihten Stätte die Rede war, und so mußte Schäfers Sonntagslied herhalten. Dieses Lied hat mich seitdem überall verfolgt, wo nur ein deutscher Männergesangverein mit dem bekannten blechernen Tenor und dem grunzenden Baß eine Huldigung darzubringen hatte: morgens, abends, mittags und nachts, bei der Pensionierung des Dorfschulmeisters und bei der Hochzeit des Landrats, bei der Durchreise des Kronprinzen durch unsre Kreisstadt, bei der Einweihung des neuen Schützenhauses und bei der Eröffnungsfeier der Eisenbahn — alles waren „Tage des Herrn“!

Übrigens schienen die Leipziger mit dem Sonntagsliede nicht ganz zufrieden zu sein, denn man stimmte dann noch Schillers Lied an die Freude an, und zwar mit solcher Inbrunst, daß sich bei dem Verse: Seid umschlungen, Millionen! viele sonst nicht gerade sentimental aussehende, wohlgenährte Leute in die Arme fielen und Tränen der Rührung vergossen. Für mich war damit die Vorfeier zu Ende, denn die Hauptsache für die meisten, das leckre Festessen und die gründliche Befechtung der Kehlen im Waldschlößchen, konnte ich natürlich nicht mitmachen. Was ich am zehnten November, ohne meinen Geldbeutel aufzutun, genießen konnte, das genoß ich selbstverständlich redlich: den Aktus in der Universität, bei dem der kleine Preußenfresser Wuttke die Rede hielt und Grillparzer und Ludwig Richter zu Ehrendoktoren ernannt wurden, den großen Festzug der Innungen durch die Stadt nach dem Markte, wo der berühmte Pandektenlehrer Wächter den toten Dichter hochleben ließ, und den Fackelzug vom Augusteum nach dem „kleinen Joachimstal“ in der Hainstraße, wo Schiller gewohnt haben soll, und wo unter dem Gesange der Pauliner und nach einer Rede des Bürgermeisters Koch eine Gedenktafel enthüllt wurde. Aber zu solcher Begeisterung mit leerem Magen gehört Heroismus. Jetzt könnte ich nicht mehr. Und wie wurde einem damals in Leipzig der Mund wäpzig gemacht mit Schillertorten, Mannheimer Schillerbrötchen, Marbacher Rucheln, Schillers Lieblingsgebäck, Schillerbraten, Schillerpunschessenz und andern leckern Sachen!

Aber Herr Pfarrer, sagte mein Freund, Sie wollten uns doch Ihr Abenteuer im Kreuzgange erzählen!

Kommt gleich, nur Geduld! Was ich zu berichten habe, ist ja kein Drama, auch keine kunstvoll gewebte Novelle, sondern nur ein einfaches Idyll, und darin kann man sich schon etwas gehn lassen.

Als ich am dritten Tage des Festes — drei ganze Tage nämlich dauerte der Jubel! — spät abends durch die Straßen wanderte und um die hellerleuchteten Wein- und Bierlokale schweifte, wo die unzähligen Vereine, Innungen und Korporationen „ihren“ Schiller feierten, da war mir recht kläglich zumute. Herr des Himmels! man hatte doch auch „seinen“ Schiller lieb und lebte in seinen Versen und schwärmte und litt mit seinen Helden. Man hätte doch auch gern einmal Zeugnis davon abgelegt und den Manen des Dichters, dem man so viele selige Stunden verdankte, ein Wethopfer gebracht. Aber überall fehlte mir selbst das Eintrittsgeld,

und so schlich ich denn traurig heim, mied die laut bewegten Straßen, ging quer über den ersten Universitäts Hof und wollte eben durch den kümmerlich beleuchteten Kreuzgang.

Als ich eintrat, sah ich eine hagere Gestalt vor mir, die sich von der Dichtung am Ausgange silhouettenhaft abhob. Sie griff mit den Händen bald nach der rechten, bald nach der linken Wand und machte dabei die wunderbarsten Sprünge. Nun war es freilich für jeden Menschen, der nicht Plattfüße hatte, ein Kunststück, auf den schmalen, muldenartig ausgehöhlten Lauffschwelen des Kreuzganges zu gehn, ohne zu tockeln. Aber die Bewegungen des Schwarzen waren denn doch zu gewaltsam und zu sprunghaft, als daß man dabei an einen nüchternen Menschen hätte glauben können. Ich hatte keine Lust, hier mit einem Betrunknen zusammenzugeraten, blieb stehen und wollte warten, bis er glücklich hinaus wäre.

Kurz vor dem Ausgange bekam er jedoch einen kräftigen Ruck nach links und flog dröhnend gegen eine mächtige Tür, die in die Lagerräume eines Weinhändlers führte. Dort hielt er sich krampfhaft an der Klinke der Kellertür fest, schwanke eine Weile pendelartig hin und her, bis er mit dem Rücken glücklich die Holzfällung und damit eine feste „Operattonsbasis“ für seine weitem Kämpfe mit den bösen Geistern gewonnen hatte.

Ich trat näher und hörte, wie er abgerissen und ärgerlich die Worte vor sich hinpolterte: Durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein andrer Weg — ist ja eine falsche Betonung, eine ganz falsche Betonung! Und das nennt sich Schillerrezitator!

Aha, dachte ich, ein Opfer der Schillerfeier! Eine teuflische Freude vermischt mit bitterm Groll über mein Geschick packte mich, als ich nun die trunkfällige Gestalt vor mir sah, diesen traurigen Philister, dem es vergönnt gewesen war, den Dichter „programmäßig“ mitzufeiern.

Schauderhaft falsche Betonung! schrie ich ihm zu, schauerhaft! Was versteht so ein Schillerrezitator von der Betonung! Das muß ganz anders gemacht werden! Und nun brüllte ich ihm den ersten Teil des Tellmonologs ins Ohr, daß das ganze Gewölbe dröhnte. Bei der Stelle: Fort mußst du, deine Uhr ist abgelaufen! packte ich ihn ingrimmig unter dem Arme, schüttelte ihn, daß ihm der Zylinderhut übers Gesicht flog, und schleppte ihn auf den zweiten Universitäts Hof, wo eine Gaslaterne brannte. Donnerstag und Freitag! ich hätte vor Schreck in die Erde sinken mögen! Der Unglückliche war niemand anders als Professor Müller!

Alle Wetter, riefen wir lachend, eine nette Überraschung! Und mein Freund setzte hinzu: Da hätte ich sehen mögen, Herr Pfarrer, wie Sie nun davonstürzten.

Der Pfarrer schob sein Käppchen etwas zurück, blies ein paar Rauchwolken in die Luft und wollte weiter erzählen, als die Magd eintrat: Die Frau Pfarrerin ließe fragen, ob die Herren zum Abendbrot blieben.

Selbstverständlich, rief der Pfarrer, und Speckluchen möchten wir heute essen, Leipziger Speckluchen! Sagt meiner Frau, wir ließen alle recht schön drum bitten!

Als die Magd verschwunden war, fuhr der Pfarrer fort: Ja, anfangs dachte ich wohl an schnelle Flucht, noch ehe mich der Professor erkannt hätte. Aber ich merkte bald, daß er gar nicht in der Verfassung war, mich zu erkennen. Der unglückselige „Schillerrezitator“, den er auf dem Feste gehört hatte, beschäftigte ihn dermaßen, daß er aus seinem Bannkreise nicht herauskam und sich allmählich, während er an meinem Arme vorwärts stolperte, in eine wahre Wut auf den Menschen hineintobte.

Ich wußte zwar nicht recht, um was es sich handelte, hütete mich aber vor Widerspruch und schimpfte zu seiner Befriedigung wacker mit. Nachdem wir un-

gefähr zwanzigmal stehn geblieben waren, hatte ich ihn glücklich über den Augustusplatz. Auf seine Vorträge konnte ich dabei wenig acht geben, denn meine ganze Kraft und Aufmerksamkeit war völlig dadurch in Anspruch genommen, die gerade Linie soviel wie möglich einzuhalten. Nur eine Stelle seiner ästhetischen Irrgänge, die sich auf den Taucher bezog, ist mir in der Erinnerung geblieben. Der Mensch hat ja keine Ahnung davon, rief er aus, als wir über die Promenade wandten, daß der Hofstaat da oben auf der Klippe ein ordentliches Weingelage abgehalten hat! Alle die Männer umher und die Frauen, der Knappen zagender Chor und die liebliche Tochter mit weichem Gefühl sind in sentimentaler Weinlaune. Nur der König ist seiner Würde gemäß bezechet, und da läßt ihn der Rezitator reden wie König Philipp und den Edelknecht wie Marquis Posa! Ein jämmerlicher Kerl, dieser Schillerrezitator!

Die frische Luft wirkte auf den Professor wie Gift; die dreitägige Feier schenkte alle seine Kräfte aufgezehrt zu haben, vielleicht war es auch der Schillerchampagner. Er klappte immer mehr zusammen, und ich war froh, als ich ihn glücklich in die Querstraße hineingesteuert hatte. Dort bewohnte er allein mit seiner Tochter ein kleines Gartenhaus.

Ich klopfte an die Thür. Sie wurde vorsichtig geöffnet, und ich schob den Professor langsam durch die Thürpalte. Dann hörte ich einen Aufschrei und eine angstvoll jammernde Stimme. Ich blickte in den Vorfaal und sah ein junges, etwa sechzehnjähriges Mädchen mit einer Lampe in der Hand rat- und hilflos vor der geknickten Gestalt des Professors stehn, der sich mit dem Zylinder auf dem linken Ohr gegen die Wand gelehnt hatte und im Anblick seiner Tochter vergeblich versuchte, Herr der Situation zu werden.

Ach Gott, rief sie schluchzend, Vater, lieber Vater, was ist dir denn? Dann stellte sie die Lampe weg und lief händeringend und weinend hin und her.

Ich muß sagen, daß mich diese Szene, so komisch sie war, doch etwas ergriff. Ich trat entschlossen ein, stellte mich dem armen, in ihrem Schmerze doppelt entzückenden Mädchen vor und suchte es mit einer Flut von Redensarten zu beruhigen. Dem Herrn Professor, sagte ich, ist etwas unwohl geworden, es ist aber durchaus nicht schlimm, liebes Fräulein, es hat keine Gefahr. Es scheint mir am ratsamsten, der Herr Vater geht gleich zu Bett. Man wird ihm dabei wohl etwas behilflich sein müssen.

O wie entsetzlich! rief sie und drückte das Taschentuch gegen die Augen. Denken Sie nur, gerade heute ist unser Mädchen ausgegangen, weil der Vater nicht zu Hause war; und nun bin ich mutterseelenallein! Du lieber Himmel, was fange ich nun mit dem kranken Vater an?

Der Alte stand mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen da, nur zuweilen zuckte es in ihm wie ein schlummerndes und träumendes Gefühl verletzter Menschenwürde.

Ich bot dem lieben Kinde meine Hilfe an, und nachdem wir dem machtlosen und doch eigenstinnigen Alten den Frack ausgezogen hatten, brachten wir ihn, so gut es ging, auf sein Bett.

Als ich mich von Fräulein Marie verabschieden wollte, bat sie mich inständig, sie doch nicht zu verlassen. Vielleicht würde es mit dem Vater schlimmer, und dann müßte der Arzt geholt werden, und sie habe niemand zu schicken, denn das Mädchen sei sicher zu Tande. So saßen wir denn beide still und eingeschüchtert vor dem Bette des von dem Schillerfeste niedergeworfenen Professors. Aus dem Nebenzimmer hörte man das gedämpfte einförmige Ticken einer Wanduhr, sonst war alles still.

Der Professor schlief anfangs ruhig. Aber bald bewegte er sich lebhaft; die Bettwärme schien noch einmal alle wilden Geister in dem Schillerchwärmer wachzurufen. Es dauerte nicht lange, und er schwamm wieder in einem Meer von Sprüchen und Sentenzen aus Schillers Dramen und Balladen. Er war fabelhaft darin beschlagen, aber er warf in seinen Deklamationen die Zitate so wirr durcheinander, daß einem zumute war, als hätte man ein Kaleidoskop vor den Augen.

Wir hörten anfangs traurig und ängstlich zu. Aber allmählich kam über uns dieselbe Stimmung wie über den Konzertbesucher, der ein Potpourri oder musikalische Wandelbilder hört und glücklich ist, wenn er weiß, daß dieses aus Robert dem Teufel und jenes aus der schönen blauen Donau stammt. Wir lebten schließlich ganz in den Schillerphantasien des Professors. Wir paßten genau auf. Das einmal sagte Marie ganz leise zu mir: Das ist aus der Klage der Ceres; ich nickte und fand für das nächste als Quelle den Kampf mit dem Drachen, und während so der Alte im Bette sein unerschöpfliches Füllhorn ausschüttete, flüsteren wir uns beständig die Titel der Gedichte zu und nickten vergnügt, wenn es stimmte. Nur einmal waren wir nicht einig, als der Alte sagte:

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.

Ich meinte bestimmt, es wäre aus der Jungfrau, aber sie wollte es in den Piccolomini gelesen haben. Da ich aber lebhaft auf meiner Meinung bestand, legte sie leise ihre Finger auf meine Hand und sagte: Pst, nicht so laut! In demselben Augenblicke zitterte der Alte die herrliche Stelle aus der Glocke von dem Jüngling und der Jungfrau, von der Einsamkeit und der zarten Sehnsucht, von dem süßen Hoffen und der ersten Liebe goldner Zeit.

Sie zuckte leise zusammen, ein glühendes Rot flog über ihre Wangen; ich erfaßte ihre Hand und hielt sie bebend zwischen den meinigen. Meine lieben Freunde, ich habe viele glückliche Stunden in meinem Leben gehabt, aber eine solche Seligkeit wie damals habe ich nie wieder empfunden. Ich hätte dem Mädchen zu Füßen sinken mögen!

Der Professor war, von seinen Deklamationen völlig ermattet, endlich eingeschlafen. Er atmete in langen Zügen, und eine heitre Ruhe lag auf seinem Gesicht, als hätten ihn die wilden Geister der Schillerfeier endlich verlassen. Ich spürte, daß aus dem Nebenzimmer ein kühler Luftstrom hereindrang, es mußte dort ein Fenster offen sein. Ich stand leise auf, schlich zwischen den Polstermöbeln des andern Zimmers hindurch und gelangte ans Fenster. Einige Blumentöpfe und eine kleine Vießkanne standen auf dem Fensterbrett — wohl ihre Lieblinge. Ich nahm eins nach dem andern behutsam weg und schloß das Fenster so leise wie möglich. Als ich wieder in das Schlafzimmer trat, sah ich, daß das arme Kind vor Ermattung auf dem Stuhle eingeschlafen war; sie hatte den Kopf gesenkt und saß mit gefalteten Händen vor dem Bett ihres Vaters.

Ich stand eine Weile auf der Türschwelle und wußte nicht recht, was ich anfangen sollte. Eins von beiden mußte aber doch unbedingt wachbleiben, und das wollte ich denn mit Freuden tun. Ich blieb im Nebenzimmer, schloß die Tür ein wenig und setzte mich an den großen Tisch, der in der Mitte stand.

Manchmal fielen mir vor Müdigkeit die Augen zu, aber ich riß mich immer wieder mit Gewalt empor. Endlich legte ich aber doch den Kopf auf den Tisch und dachte über die wunderbare Fügung nach, die mich armen Kerl hier in das Allerheiligste eines für mich scheinbar unnahbaren Gelehrten versetzt hatte.

Ich dachte an das Mädchen, das liebe freundliche Geschöpf, das mir wie ein lichter Engel auf meinem dunkeln Lebenspfad erschienen war. Es wehte um mich wie Frühlingshauch. Mir wars, als säße ich wieder als Knabe daheim vor dem kleinen Försterhause und sähe die Strahlen der Morgensonne über die Taupfen der Waldwiese zittern und hörte das Rauschen der Bäume und das Zwitschern der Vögel. Dann kam mein Vater, der Förster, und ich ging glücklich mit ihm nach dem Rehsstand. Da setzte er sich hin mit mir; ich war ganz still, rührte mich nicht und wagte kaum die Augen zu bewegen, obgleich die Mücken um mich summten. Endlich kamen zwei Rehe langsam aus dem Gebüsch hervor, streckten die Köpfe vor, äugten nach rechts und nach links und blieben hart am Rande des Gehölzes stehn. Dann erschien plötzlich mit mächtigen Sprüngen ein Bock und pflanzte sich mitten in der Lichtung auf. Ich sah, wie das stolze Tier zu uns herüberblickte, wie es stuzte — dann — ein furchtbarer Knall, ein Schrei — ich fuhr erschrocken aus meinem Traume auf, rieb mir die Augen und sah in der Morgendämmerung vor mir die Magd des Professors, die bei meinem Anblick vor Schreck den Kohlenkasten hatte fallen lassen.

Ich sprang auf und stierte sie wie gestesabwesend an. Ich sah, wie sie gelähmt da stand und nach Luft schnappte, um Hilfe zu rufen. Diesen Augenblick benutzte ich und stürzte Hals über Kopf aus der Tür. Im Vorfaal ergriff ich irgendeinen Hut, und während mir die gellenden Rufe: Ein Dieb, ein Dieb! nachschallten, stürmte ich durch den kleinen Garten auf die Straße. Dann lief ich wie ein gehektes Wild über den Johannisplatz nach meiner Wohnung.

Meine Wirtin war schon auf und stand da, mit den Fäusten an den Hüften und mit einer Miene wie der leibhaftige Satan: Ei Herrjeeses! Das nennen Sie solid? Sie sin mer e netter „solider Mieter“. O Schwiemelante sin Se! Sich die ganze geschlagene Nacht rumzutreiben! Und Sie wollen Paster werden? Schämten sollten Sie sich. Wie sehen Sie aus? Wie ne Kalkwand! Nee so was!

So zeterte sie, während ich hastig ihren Milchtopf ergriff und ihn, ohne abzusetzen, austrank. Dann warf ich mich, wie ich war, ins Bett und schlief ein.

Als ich erwachte, war es elf Uhr vorbei. Ich stand schnell auf, denn um elf Uhr begann die Vorlesung bei unserm Dekan, und die wollte ich wegen des Konvikts unter keinen Umständen versäumen. Es summt mir im Kopfe, als ich über den Augustusplatz ging. Das ganze Schillerfest mit seinen Aufzügen, Reden und Gesängen, die Nachtzene in der Wohnung des Professors, seine Deklamationen, das Schlafzimmer, mein Traum, die Dienstmagd, meine Flucht, alles ging mir wirr durcheinander. Aus diesem Nebel aber traten immer deutlicher die Umrisse einer einzigen Gestalt hervor, die Wolken sanken, und schließlich sah ich im Geiste weiter nichts als sie — das holde, liebenswürdige Geschöpf!

Ich kam zu spät nach der Universität; die Vorlesung hatte schon begonnen, die Höfe waren leer, und ich ging langsam und verstimmt im Kreuzgang auf und ab, ohne aufzuschauen.

Plötzlich hörte ich eine bekannte Stimme: Ah, da treffe ich Sie ja gerade!

Ich sah auf, und da stand sie vor mir! Ich war vor Überraschung und Glück ganz sprachlos und nahm nicht einmal den Hut ab.

Aber sie gab mir die Hand und sagte: Ich wollte eben zum Pedell gehn, um mich nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Der Vater wollte an Sie schreiben und Sie bitten, zu ihm zu kommen. Nun kommen Sie nur gleich mit! Sie haben übrigens Ihren Hut bei uns gelassen.

Ich griff nach meinem Hute. Wahrhaftig, es war ein fremder, und das merkte ich erst jetzt! Sie lachte — es klang mir in dem alten Gewölbe wie

Engelsgesang. Dann gingen wir nach ihrer Wohnung. Dieser Weg aber wurde für mich der Anfang eines neuen Lebens: ich bin der glücklichste Mensch geworden, sehen Sie, und das alles nur durch den alten Kreuzgang!

Der Pfarrer machte eine kleine Pause und stellte seine Pfeife weg.

Was ist denn aus Fräulein Müller geworden? fragten wir gespannt.

Da kommt sie ja! rief der Pfarrer fröhlich lachend und wies auf die eben geöffnete Tür, wo die Frau Pfarrerin mit einer Kostprobe duftenden heißen Speckluchens erschien. Er eilte auf sie zu, nahm ihr den Teller ab und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Die Frau Pfarrerin wußte gar nicht, wie ihr geschah, sie wurde rot vor Verlegenheit und wehrte ihn mit einem Blick auf uns etwas unwillig ab.

Aber er rief: Laß nur, vor denen haben wir keine Geheimnisse, das sind Leipziger! Profit, liebe Freunde! Stoßt an! Leipzig soll leben, hurra hoch!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 11. Juli 1909

(Abschluß der Reichsfinanzreform. Bundesrat und Reichstag.)

Die Reichsfinanzreform ist endlich unter Dach gebracht, und die Reichsboten haben nach Schluß des Reichstags Mühe, die über Gebühr erhitzten Gemüter zu besänftigen, soweit es dem einzelnen möglich ist. Das deutsche Volk wird sich am ehesten beruhigen, besonders wenn man es in Ruhe läßt und nicht weiter versucht, es zu Parteizwecken aufzuregen. Denn noch niemals war in allen einsichtsfähigen Kreisen die Überzeugung so allgemein wie diesmal, daß der Reichstag die Finanzreform um seiner Reputation willen durchführen müsse; die Beunruhigung, die in den letzten Wochen unleugbar vorhanden war und beim Rücktritt des Fürsten Bülow ihren Höhepunkt erreichte, war mehr eine Befürchtung, daß das notwendige Werk scheitern könnte, als eine Anteilnahme an dem zeitweilig stark eigensüchtigen Kampfe der Parteien. Man ist seit Jahrzehnten an solchen vergeblichen Parteienstreit zu sehr gewöhnt, als daß man diesem an sich noch ein besonderes Interesse abgewinnen könnte. Man verlangt die parlamentarische Tat, den Streit hält man für überflüssig. Nun ist diese Tat da, und daß sie eine bedeutende Steuerbelastung bringt, wird am wenigsten Verwunderung oder Ärger hervorrufen, denn niemand war im Zweifel darüber, daß die Reichsfinanzreform neue Steuern bedeuten werde. Es wird nun mit den neuen Steuern gehn, wie es mit den frühern gegangen ist. Die, denen es möglich ist, einen Teil der Last von sich abzuwälzen, werden es tun; dem einen wird es früher gelingen als dem andern, die übrigen werden ruhig ihren Anteil tragen. So ist es früher gewesen, und so wird es auch diesmal wieder werden. Es wird sich binnen kurzer Zeit eine gewisse neue Gleichgewichtslage hergestellt haben, auf der sich jeder nach seinen Mitteln und Ansprüchen einrichten wird.

Gerade die, denen gewisse Steuern zunächst auferlegt erscheinen, sind unzweifelhaft in der Lage, sie bis auf den ihnen gebührenden Anteil abzuwälzen, und sie finden noch eine Erleichterung darin, daß die geschäftlichen Nachteile, die mit der Unsicherheit über die künftige Gestaltung der Steuerfragen und der traurigen Finanzlage des Reichs verknüpft waren, aufhören. Den übrigen — und das ist die